

Manches sagt sich singend leichter

Ich sitze in der guten Stube eines Bauernhauses. Die hochbetagten Jubilare tragen die tiefe alte Frömmigkeit in sich, deren Faszination mich berührt. Andachtsbüchlein liegen nebst Lesebrille und Strickzeug dort, wo anderswo die Fernbedienung läge, und griffbereit die Heilige Schrift, auf deren handbesticktem Einband mit Kreuzstich zu lesen ist: *„Wer nur dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut“*.

Ob ich von dieser Lebensform was lernen kann? „Wer hat Ihnen diese tiefe Frömmigkeit eigentlich mitgegeben?“, frage ich. Sie zögert keinen Augenblick. „Mein lieber lieber Papa. Stiefpapa, eigentlich. Das war a so a guada Christ. Der hat alletag mit uns g’sungen und sogar ein Badezimmer gebaut“.

Ich merke, wie ich schmunzeln muss. Daran also erkennt man ihn, den „guten Christen“. Er singt mit den Kindern, handelt zum Wohle aller und kann genauso gut Papa wie Stiefpapa sein. Wie recht sie hat, meine weise Gesprächspartnerin.

Wahrscheinlich erlebe ich hier ein Stück protestantische Identitätsgeschichte. Ich nehme mir vor, Patchwork-Kinder viel selbstverständlicher und den Alltag viel gottdurchwobener zu betrachten, und ich nehme mir vor, zu singen, zu singen, zu singen. Vielleicht wachsen dann Menschen heran, die unseren Glauben ganz selbstverständlich in eine neue Zeit tragen werden.

„Geh aus mein Herz und suche Freud“; – oder: *„So gibt es manche Sachen, die wir getrost belachten, weil unsre Augen sie nicht sehn“*; – oder: *„He’s got the whole world in his hands“*; – oder: *„Aus tiefster Not schrei ich zu dir“*; – oder: *„purify my heart“* ...

Auf welche Weise hätten solche Sätze ihren Weg in unser Innerstes gefunden, wenn nicht auf dem Weg des Liedes? Was wäre unser Glaube ohne diese Sprache?

Musik ist Verkündigung – oft eindringlicher, als das gesprochene Wort. Manches, das zu sagen ich mit gutem Grund bleiben lassen sollte, lässt sich sehr wohl singen. Haben Sie schon einmal einen toughen Atheisten bei der Mahler’schen Auferstehungssymphonie weinen sehen, wenn da erklingt *„Auferstehn, ja, auferstehn wirst du“*? Haben Sie schon einmal versucht, demselben Atheisten denselben Satz in einem Zweiergespräch nahezubringen?

Musik ist Gemeindeaufbau – oft natürlicher als manch moderner Zugang. Haben Sie schon einmal versucht, die Presbyterien zweier höchst unterschiedlicher Gemeinden dazu zu bringen, ihre Bedürfnisse zu äußern, damit aus ihnen ein Gemeindeverband werden kann? Die einen im Trachtenjackerl, die anderen mit Rasterlocken? Haben sie dieselben Milieuunterschiede schon einmal schwinden sehen, wenn wir nach einem verhauten Kanon alle schallend auflachen müssen? Stellen Sie ein paar Brötchen dazu, wiederholen Sie diese gruppenspezifische Übung namens „Kanonsingen“ ein paar Mal, und mit der Zeit wird’s ja doch was mit der Gemeinschaft.

Musik ist Seelsorge – oft die einzige, die bleibt. Haben Sie schon einmal die Sprachlosigkeit durchlitten, wenn uns ein Mensch verloren geht in seine Demenz, in seine Trauer oder in seine Angst? Kennen Sie erlösende Dankbarkeit, wenn da plötzlich eine Liedstrophe durchdringt? Wenn ein Mensch einstimmen kann, und sei es nur brummend?

Musik ist Pädagogik – oft einprägsamer als manche strenge Prüfung. Wie viele Gebete, Psalmteile oder Glaubenssätze haben Sie deswegen im Kopf, weil Sie sie mit einer Melodie verbinden?

Musik ist in höchstem Maße angepasst an unterschiedliche Milieus, weswegen die Musik „der Anderen“ so abstoßend sein kann. Denn auch das sollte uns bewusst sein: Milieugrenzen sind beinahe unüberbrückbar. Musik aber kann – bei Amtshandlungen beispielsweise – passgenau das zum Ausdruck bringen, was ein Mensch ist oder war. Umso wichtiger, dass wir qualitätsvolle geistliche Musik in allen Stilen wertfrei zur Verfügung haben.

Wir stecken in einem großen Umbauprozess unserer Kirchen. Wird es uns gelingen, trotz schrumpfender Zahlen den Grad an Beteiligung zu erhöhen, so dass weniger Mitglieder Lust auf mehr Miteinander haben?

Möglich, dass die Kirchenmusik uns beibringen wird, wie man unser Kirchenwesen in neue Zeiten führt – und zwar nicht aus Mangel, sondern aus Einsicht ins Bessere. Mit dem Begriff der „Community-Music“ bringt die Musikpädagogik etwas zum Ausdruck, was jede geübte Kirchenorganistin, jeder Dorflehrer, jeder Wirt und jede achtsame Seelsorgerin vielleicht sowieso weiß: Dass das Musizieren seine gemeinschaftsstiftende Kraft nur dann entfalten kann, wenn wir uns nicht ständig selber zensurieren. Professioneller Anspruch bedeutet nicht, dass wir die Präzision so lang nach oben schrauben, bis wir selbst in der Mailänder Skala noch was zum Mäkeln haben. Professioneller Anspruch bedeutet die hohe Kunst, aus dem, was heute da ist, heute das Beste zu machen; nicht ohne den Anspruch auf Niveau, aber ohne die pitzelige Betterwisserei, die in jedem Apfel den Wurm sucht.

Unsere Kirche hat lange gemeint, sie könne die wesentlichsten Tätigkeiten mittels Anstellungen professionalisieren, so dass der Großteil ihrer Mitglieder von kirchlichen Anliegen weitgehend unbehelligt bleibt. Die schwindenden Mitgliederzahlen führen uns vor Augen, dass das ein Irrtum war, weil man Christentum nicht delegieren kann. Sehr wohl brauchen wir professionelle Leute – im Pfarrberuf ebenso, wie in der Kirchenmusik. Ihr Auftrag ist aber nicht, den meisten das Musizieren, Beten oder diakonische Handeln abzunehmen. Ihr Auftrag ist, möglichst viele hereinzuholen in die große, gemeinschaftsstiftende Kraft des Evangeliums. Die Gegenreformation mag hierzulande die große Zeit der Kirchenmusik verdrängt haben. Als Johann Sebastian Bach Protestantismusgeschichte geschrieben hat, hat man bei uns noch gehofft, mit keiner Bibel ertappt zu werden. Andererseits lehrt uns der Geheimprotestantismus, wie sehr evangelischer Glaube seine Kraft in den Händen aller entfaltet, nicht in den Händen von ein paar „Profis“. Wenn wir künftig weniger Hauptamtliche und mehr Beteiligung brauchen, dann ist das keine Notlösung wegen mangelnder Ressourcen, sondern eine Rückbesinnung auf das, was Christentum groß macht.

Sie haben es bemerkt. Ich schreibe nicht mehr über Musik. Ich schreibe von der Verkündigung des Evangeliums in neuen Zeiten. Dabei ist die Musik bestimmt nicht der einzige Weg, aber bestimmt ein kluger. Ob es uns gelingen wird, dieses „Jahr der Kirchenmusik“ zu einem großen Jahr des gegenseitigen Austauschs zu machen? Ob es uns gelingen wird, dass im gemeinsamen Singen, Musizieren, Beten und Verkündigen ganz Altes ganz neu zum Klingen kommt?

Pfr. Dr. Marianne Pratl-Zebinger
Referentin für Kirchenmusik der Evangelischen Kirche in Österreich

Der Artikel erscheint auch in „Glaube und Heimat“